

Susanne Heine  
Das „Mannsbild“  
in der  
feministischen  
Theologie

*Wie sieht die feministische Theologie den Mann? Diese Frage haben wir einer Theologin gestellt, die einerseits sich selbst feministischen Grundanliegen verpflichtet weiß, die andererseits aber auch die Kompetenz hat, an allzuweit über das Ziel hinausschießende Thesen mancher Kolleginnen kritische Anfragen zu stellen. So sehr der Rückstand der Kirchen hinter dem allgemeinen Emanzipationsbewußtsein und z. B. das Festhalten an unbegründeten moralischen Normen zu kritisieren ist, so wenig hilft eine Schwarzweißmalerei: hier das gute Patriarchat – dort das böse Patriarchat. Christlichen Frauen und Männern bleibt gemeinsam aufgetragen, sich am Beispiel Jesu und der frühen Kirche zu orientieren und gemeinsam für eine wirkliche Emanzipation aller Menschen zu kämpfen.*

red

Die feministische Theologie, ursprünglich die Suche nach den verdrängten Frauen der Kirchengeschichte, hat sich in den letzten Jahren in eine Vielzahl von Richtungen entfaltet, deren kritische Unterscheidung notwendiger denn je ist. Nicht alles, was auf diesem Felde geschrieben wird, verdient den Namen Theologie, und will man den feministischen Blick auf „das andere Geschlecht“, diesfalls das männliche, nach möglichen Perspektiven differenzieren, so hängt alles von der Intention ab, mit der feministische Theologie betrieben wird. Die Spannweite reicht von der Hoffnung auf eine matriachale Heilszeit bis zur bescheideneren These einer vorübergehenden Notwendigkeit feministischer Theologie, solange es noch nicht gelungen ist, diese in einer reiferen Theologie aufzuheben – im doppelten Sinn des Wortes. Je nachdem figuriert der Mann in feministisch-theologischen Entwürfen auf sehr verschiedene Weise.

Der frauen-  
freundliche Jesus

Eine Spielart feministischer Theologie sieht in Jesus den Mann, der seine Persönlichkeit voll entwickelt und der Versuchung widerstanden hat, die „weibliche Seite“ des ganzheitlichen Menschen (was immer das sein mag) abzuspalten. Durch Jesus, den „integrierten Mann“ (Hanna Wolff; Elisabeth Moltmann-Wendel, Christa Mulack u. a.), ist das Christentum in seinen Wurzeln frauenfreundlich. Weiters wird versucht, Fäden der Tradition aufzuspüren, die eine androzentrische Geschichtsschreibung unterbrochen und verdeckt hat (z. B. Elisabeth Schüssler-Fiorenza, Bernadette Brooten). Hier liegen auch die wichtigsten Leistungen der feministischen Theologie. Durch ihr besonderes Interesse geleitet, konnte sie vergessene, verschwiegene und verdrängte Frauentraditionen neu ins Bewußtsein heben und eine positive Identifizierung von

Frauen jenseits gängiger Rollenklischees mit der christlichen Tradition möglich machen. Die Kritik lautet hier: Das ursprünglich frauenfreundliche Christentum habe sich dem in seiner antiken Umwelt herrschenden Patriarchat wieder angepaßt und müsse auf die Intentionen Jesu zurückgeführt werden. Und wiewohl die zweifellos unbefangene Haltung Jesu gegenüber Frauen von dieser Position her auch überinterpretiert wird, spricht aus ihr jedenfalls die reale Erfahrung von Frauen, die von einer männlich dominierten Kirche unterdrückt, in ihren Entfaltungsmöglichkeiten beschnitten und in ihrem Selbstwertgefühl gemindert wurden und werden. In dieser Sicht ist der Mann zur Umkehr aufgerufen, während Frauen einander mit Elisabeth Moltmanns charakteristischer Wendung, sie seien „ganz, gut und schön“, das vorerhaltene Selbstwertgefühl zusprechen.

Für eine andere feministische Richtung ist das Christentum nur mehr Gegenstand einer großangelegten Abrechnung. Angesichts der breiten Tradition männlicher Dominanz sei es lächerlich, mit ein paar wiederentdeckten Frauen der ersten Zeit für frauenfreundliche Anfänge des Christentums zu argumentieren. Autorinnen wie z. B. Gerda Weiler oder Mary Daly sehen, was sie selbst an Misogynie erfahren haben, in den Fundamenten des Christentums verankert. Die authentische Wut verletzter, um ihr Leben betrogener Frauen formuliert sich in der Forderung, mit dem Patriarchat müsse auch das Christentum überwunden werden. Mehr noch: Das Übel habe schon im Judentum begonnen, Jahwe sei „das patriarchale Entmündigungsprinzip“ (Elga Sorge) schlechthin, und dieser eine Gott der Juden sei schuld am Untergang einer bunten, lebendigen und von Frauen und ihren Göttinnen bestimmten Welt. Hier geht die Sichtweise eines solchen Abrechnungsfeminismus schon in eine ganz andere über, die mit christlich-theologischen Fragestellungen nur mehr am Rande zu tun hat. Was aber aktuell und bemerkenswert ist, sind die Verbindungslinien zu einem, wenn auch nicht ausdrücklich gewollten, „religiösen Antisemitismus“, den man nach Holocaust und Konzil vorschnell totgeglaubt hat und gegen den sich jüdische feministische Theologinnen zunehmend zur Wehr setzen. Dem vorurteilsgeprägten Denken dieser Position in Freund-Feind-Kategorien entspricht auch die Einstellung zum männlichen Geschlecht: Es ist minderwertig und führt daher die Menschheit in den Ruin; es hat abzudanken, und die gesamte biblisch-christliche Tradition mit ihm.

Darin herrscht Übereinstimmung mit den Vertreterinnen eines weiteren Gedankenkreises, die jenseits dessen, was wir unter Theologie verstehen, ein allgemein religiöses

Blick zurück  
im Zorn

Das Matriarchat  
als Paradies

Der Mann  
als Defizienzform  
des Menschen

Natur contra  
Ethos –  
ein altes Modell

Interesse mit einem Rück- und Vorausblick auf eine matriachale Kultur verbinden. Danach habe es bis etwa 3000 v. Chr. eine weltumspannende matriachale Kulturstufe gegeben, der alle Unmenschlichkeiten des späteren Patriarchats fremd gewesen seien. Vor allem Heide Göttner-Abendroth, aber auch Gerda Weiler und Elga Sorge bedienen sich dabei der Hypothesen Bachofens und benutzen dessen Werk wie eine Geschichtsquelle: Was Bachofen den Mythen und Sagen entnimmt und in sein vorgefaßtes Konzept eines kulturellen Aufstiegs vom Matriarchat zum Patriarchat einbaut, wird von diesen Feministinnen als historische Tatsache angesehen und nur in der Bewertung auf den Kopf gestellt. Umkehrung ist das Schlagwort: Der Behauptung männlicher Überlegenheit wird die Behauptung weiblicher Überlegenheit entgegengesetzt, „Weiblichkeit“ als Pflege des Gefühls, als Verzicht auf Rationalität wird als vergangenes und zukünftiges Paradies ausgemalt, und eben das, worauf die Männer des „Patriarchats“ Frauen immer reduzieren wollten, nämlich auf Gebären, Hegen und Pflegen, reicht diesen Feministinnen zur freiwilligen Selbstdefinition aus und bestärkt sie in der Ansicht, die Welt werde am weiblichen Wesen genesen. Daher figuriert auch in dieser Sicht der Mann als Defizienzform des Menschen, der durch seine Herrschaft die gesamte gesellschaftliche Organisation denaturiert habe. Während es zum klassischen Repertoire feministischer Forderungen gehört, Gleichberechtigung zu verlangen und auch Positionen zu übernehmen, die bisher nur Männern vorbehalten waren, wollen sich die Feministinnen dieses Schlages mit der patriarchal verdorbenen Politik (oder Kirchenpolitik) die Hände gar nicht schmutzig machen. Sie ziehen sich in geschlossene Zirkel zurück und können ihre Weiblichkeit umso leichter pflegen, als sie ihr einen Überbau neuer religiöser Ideen und Riten verschaffen. Wenn nach 1 Kor 11 die Frau über den Mann, dieser aber unmittelbar zu Gott in Beziehung tritt, so kehren sie diese Rangordnung um und sprechen von einer unmittelbaren Beziehung der Frau zur „Göttin“, an der der Mann höchstens mittelbar Anteil nehmen kann. Dabei fließt unter der Chiffre „Göttin“ vielerlei zusammen. Die versuchte Wiederbelebung alter Eros- und Fruchtbarkeitskulte ist vermengt mit dem Glauben an die „weiblichen Züge“ des biblischen Gottes und einer Hypostasierung weiblicher Selbsterfahrung der „Göttin in uns“.

Was „Patriarchat“ in all diesen weitgefächerten Positionen der feministischen Theologie eigentlich ist, bleibt recht vage. Während die Rede vom Patriarchat bereits zu

einem Gemeinplatz geworden ist und das Matriarchat in der Sekundär- und Tertiärliteratur wie eine allgemein anerkannte historische Tatsache gehandelt wird, macht sich jeder, ob Frau oder Mann, schwärzester Reaktion verdächtig, der die angeblichen Fakten einer Prüfung unterzieht. So nimmt mit der Popularisierung feministisch-theologischen Gedankengutes dessen Ideologisierung zu. Eine Kritik an diesem Vorgang darf sich aber nur erlauben, wer die Hintergründe sieht. Durch den Rückstand der Kirchen hinter dem Fortschritt des allgemeinen Bewußtseins für Gleichberechtigung, Emanzipation und Partnerschaftlichkeit haben Frauen in den letzten Jahrzehnten zunehmend deprimierende kirchliche Erfahrungen gemacht. Sie haben Männer und den von Männern männlich präsentierten Gott der christlichen Dogmatik destruktiv erlebt, sie sind auf rigide moralische Normen gestoßen, die gesetzt, aber nicht begründet wurden, und mußten sich bei der Nachfrage nach dem Sinn kirchlicher Ordnungen allzuoft mit dem Verweis auf das Gewicht der Tradition abfertigen lassen. Nimmt man hinzu, daß Rüstung und Umweltkrise einer Politik zugeschrieben werden, die überwiegend von Männern gemacht wird, so ist die Pauschalverdächtigung eines „Patriarchats“ zwar nicht richtig, aber naheliegend, und das umso mehr, als damit ein altes Denkmodell in ungebrochener Faszination seine Auferstehung feiert. Angesichts der schier unlösbaren ethischen Fragen, die von Politik, Wissenschaft und Technik heute aufgeworfen werden, bedeutet es eine ungeheure Entlastung, sich auf das fraglose „Gutsein“ der Natur zurückzuziehen. Alles, was der Natur entspricht, so lautet die These, sei eo ipso gut, daher auch die Frau, weil sie der Natur verbundener sei als der Mann. Was Natur für den Menschen überhaupt ist, wird nicht gefragt, weil die Berufung auf alles Natürliche und mit dem Kosmos im Einklang Befindliche der mühsamen Unterscheidung zwischen Gut und Böse scheinbar enthebt. Dieser Versuch, der ethischen Frage auszuweichen, vor die der Mensch unentrinnbar gestellt ist, hat viele Vorbilder in der Geschichte, und die christlichen Kirchen haben sich auf ihre Weise um das Fortleben dieses Denkfehlers verdient gemacht. Noch heute gibt es eine Richtung christlicher Sexualmoral, die sich zur Unterscheidung von Gut und Böse glaubt auf die Natur berufen zu können. Aber nicht nur das; die Zuordnung dessen, was als gut zu gelten hat, zu bestimmten vorgegebenen Verhaltensweisen, gesellschaftlichen Gruppen oder traditionellen Ordnungen durchzieht die Geschichte wie die Kirchengeschichte. Daß es höherwertiger sei, dem Klerus

anzugehören als dem Laienstand, ist ein tiefsitzendes „christliches“ Vorurteil. Der Hexenhammer hat bekanntlich die Ansicht vertreten, Gott habe sich für sein Heilswerk des männlichen Geschlechts bedient, weil es „besser“ sei, ohne übrigens auf den Gedanken zu kommen, daß das jüdische Volk besser sei, weil Gott sich seiner bedient hat. So absurd alle diese Zuordnungen sind, so geschichtswirksam sind sie doch geworden, wie schließlich die Einteilung der Menschen in Arier und Nichtarier in unserem Jahrhundert furchtbar belegt, und zwar auf weite Strecken unwidersprochen von christlicher Seite. Daß nun Frauen von Natur aus besser sein wollen als die andere Hälfte der Menschheit, ist um nichts gerechtfertigter und schadet ihnen letzten Endes selbst; aber wer wirft den ersten Stein?

### In die Höhle des Löwen

Es ist ein bemerkenswertes Faktum, daß die großen Fortschritte in der kirchlichen Gleichstellung der Frau, die in den Kirchen der Reformation die Ordination zum geistlichen Amt gebracht haben, vor dem Auftreten einer feministischen Theologie erreicht worden sind. Der Kampf um gleiche Rechte für Frauen hat als politischer Kampf begonnen und kann auch in den Kirchen nur mit den Mitteln politischer und sozialer Auseinandersetzung geführt werden. Hier ist die Verbindung feministischer Theologie mit der Befreiungstheologie am Platze. Dazu gehört eine fundierte Argumentation zur Überzeugung der Andersdenkenden, und das heißt im Raum der Kirchen: eine fundierte Theologie, die zwar die Interessen der Frauen im Auge hat, sich aber nicht vom Gesamtzusammenhang christlicher Theologie abkoppelt. Dazu gehört auch, um mit Barbara Sichtermann zu reden, der Gang in die „Höhle des Löwen“. Frauen, die auf Dauer im Getto ihre Weiblichkeit pflegen, aber der Konfrontation mit Männern ausweichen, werden für die Veränderung zu ihren Gunsten nichts erreichen. Um sich dieser Konfrontation zu stellen, braucht es ein realistisches Bild von Frau und Mann. Weder Frauen noch Männer sind ethisch höher- oder minderwertig, unsere sexuelle Natur definiert uns nicht vor dem Anspruch der Humanität. Die Tatsache, daß Männer seit eh und je mehr öffentliche Verantwortung tragen, weil sie mehr politische Macht ausüben, hat sie auch in größere Schuld verstrickt; aber keine Frau darf sich einbilden, die „Unschuld“ ihrer hergebrachten untergeordneten Rolle in die Ausübung neuer Positionen von öffentlicher Verantwortung hinüberretten zu können. Es gibt wohl auch für Frauen etwas zu lernen, und sie können es nur, wenn sie die Männer nicht als Ausgeburten des „Patriarchats“ betrachten, sondern als Men-

schen, die unter anderen, aber durchaus begreiflichen Zwängen ihrer Rolle leiden, wenngleich sie ebenso versucht sind, die Vorteile ihrer Rolle auszunützen. Hier gibt es für Männer noch vieles zu lernen. Beide, Frauen wie Männer, stehen vor der ethischen Herausforderung, daß sie einander nicht auf ihre geschlechtliche Natur festlegen, sondern einander unterstützen sollten, diese verantwortlich zu gestalten. Es mag vielleicht „natürlich“ sein, daß Frauen an die Aufzucht der Kinder gebunden bleiben, während Männer sich davon dispensieren; ob es auch ethisch verantwortlich ist, bleibt davon allemal unbestimmt. Es muß Frauen ebenso möglich sein, sich der Familie zu widmen, ohne für rückständig erklärt zu werden, wie eine Aufgabe in Öffentlichkeit und Beruf zu wählen, ohne daß man sie deshalb als Exemplar ihrer Spezies ansieht, das seiner Bestimmung untreu geworden ist. Dasselbe hat für jeden Mann zu gelten. Feministische Theologie muß immer wieder den Anspruch des Galaterbriefes einfordern: Da ist weder Mann noch Frau. Schlagworte vom Matriarchat wie vom Patriarchat helfen auf die Länge der Sicht nicht weiter. Wo Frau und Mann als Christen einander gegenüber treten, üben sie aneinander ein prophetisches Amt aus, das sie nicht niederlegen können, so viele falsche Prophetinnen und Propheten auch aufstehen mögen.